Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Skizzen und Studien

zur

Deutschen Literaturgeschichte

für

gebildete Leser

herausgegeben

von

Heinrich Theodor Traut.

Halle,

G. Schwetschke'scher Verlag.

1872.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Vorwort.

Um die in meinem „Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte“ (Halle 1871) wegen Raummangels nur schwach vertretenen Skizzen in größerer Manigfaltigkeit und als ein geschlossenes Ganzes zu bringen, habe ich mich zur Herausgabe der vorliegenden „Skizzen und Studien zur deutschen Literaturgeschichte“ entschlossen. Entkleidet der schulmäßigen methodischen Behandlung, erscheinen dieselben in der Form der Monographie oder des Essay. So dürften die Skizzen geeignet sein, solchen Lesern zur unterhaltenden Belehrung zu dienen, die durch compendiarische Hilfsmittel sich literarhistorisches Wissen erworben haben, denen aber ins Specielle gehende Kenntnisse mangeln. Für diesen Zweck habe ich nun die Skizzen in chronologischer Anordnung aus den Quellen herausgearbeitet, und auch nach den neuern Hilfsmitteln, namentlich nach der einschlägigen Programmliteratur, dargestellt, bald originaliter, bald verengert oder erweitert, bald gänzlich umgearbeitet und neu geschaffen. Diejenigen Leser, die meine „Bilder und Skizzen aus dem Leben deutscher Dichter des achtzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig 1868) kennen, wollen sich daran erinnern, daß dieselben, mit Ausschluß des Anhangs, für die Jugend geschrieben sind, die noch keinen literarhistorischen Unterricht genossen hat, zur Vorbereitung auf diesen Gegenstand. Daraus ergibt sich die unterschiedliche Beziehung dieser drei Bücher zu einander.

Wenn nun die vorliegende Schrift sich vorzugsweise mit dem Einzelnen und Speciellen beschäftigt, so ist doch in derselben die stoffliche Einheit und der pragmatische Zusammenhang gewahrt worden, wie die hervorstechende Schattirung des Inhalts zeigt. Ich habe gesucht das Beste zu

Digitized by Google

geben und mich bemüht, den historischen Sinn zu wecken, in unsrer ruhmreichen Zeit, die durch die großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und die damit eingetretene Wendung in dem Geschicke unseres Vaterlandes eine neue Bedeutung und ein erhöhtes Interesse gewonnen hat. Deshalb ist auch unserm Klopstock eine größere Würdigung als bisher zutheil geworden.

Manchen Lesern wird der eine oder andere Essay in diesem Buche schon bekannt sein; aber im Zusammenhange dürfte er ihnen neuen Reiz darbieten. Diejenigen, welche in den neugebotenen Skizzen und Studien alte Bekannte oder einst gern gesehene und nun doch vergessene Freunde wiederfänden, würden an dem Eindruck von sonst und jetzt die Veränderungen erkennen, welche Zeit und Erfahrung in ihrem Fühlen und Denken hervorgebracht hat, und nun erst kritisch mit dem Kritiker sein.

Somit sei diese Schrift allen denen empfohlen, die Interesse an der Entwickelungsgeschichte unserer Literatur und vor allem an unsern Dichtern nehmen.

Leipzig, im April 1872.

Dr. H. Th. Traut.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Der älteste Schriftsteller in unserer Sprache	1
2.	Die vaterländischen Heldensagen und das Heldenbuch	4
3.	Der größte deutsche Lyriker des Mittelalters	16
4.	Der alte deutsche Meistergesang	19
5.	Die deutsche Bühne im Mittelalter	23
6.	Die deutschen Volksbücher	28
7.	Das deutsche Kirchenlied in der Reformationszeit	33
8.	Die deutschen Sprachgesellschaften im siebzehnten Jahrhundert	36
9.	Der Vater der neuern Dichtkunst	45
10.	Die didactische Satire zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges	48
11.	Christian Weise als Dramatiker	52
12.	Die Schelmenromane	56
13.	Die Oper in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert	61
14.	Der Gottsched-Bodmer'sche Streit	64
15.	Die Anfänge der neuen Dichtung	68
16.	Der Kreis der Bremer Beiträger	72
17.	Der Halle'sche Dichterkreis	80
18.	Die Klopstocksfeier in Schulpforte den 13. April 1800	85
19.	Klopstock und seine Jugendfreunde	89
20.	Klopstock und Meta	93
21.	Klopstock's Todtenfeier	96
22.	Klopstock als vaterländischer Dichter	99
23.	Wieland über seine Liebschaften	106
24.	Anfang des deutschen Merkurs	113
25.	Das niederländische Volksbuch von Hüon von Bordeaux	117
26.	Der Familienvater in Osmanstädt	129
27.	Wieland's Verschiedenheit von Klopstock	134
28.	Der Hain- oder Göttinger Dichterbund	138
29.	Der erste deutsche Classiker der neuen Prosa	151
30.	Lessing als Lustspieldichter	158
31.	Lessing und das Drama	168
32.	Die Hamburgische Dramaturgie	179
33.	Nathan der Weise	187
34.	Sturm und Drang	194
35.	Herder als Denker	200

Digitized by Google

Seite
36. Herder als Dichter 205
37. Das Leben des Cid 209
38. Herder's Schreibart 219
39. Lebensbild von Goethe 223
40. Goethe über das Wesen des Dramas 233
41. Goethe und Karl August 241
42. Goethe in Schlesien 249
43. Goethe's Faust 258
44. Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes 266
45. Schiller's Weltansicht im Don Carlos 275
46. Schiller und Goethe 281
47. Die Wallenstein-Trilogie 288
48. Körner's Zriny und Schiller's Don Carlos 296

Anhang: Leben und Dichten des Grafen John Wilmot von Rochester . . . 306

Digitized by Google

28. Der Hain- oder Göttinger Dichterbund.

Nach dem Muster der Leipziger hatte sich schon i. J. 1739 unter Geßner in Göttingen die Deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache gebildet, die aber der Literatur auch nicht die kleinste Frucht eingetragen hat. Erst zu Anfang der siebziger Jahre wurde Göttingen der Mittelpunkt literarischer Bestrebungen, die nicht ohne segensreiche Spuren für Deutschland vorübergegangen sind. Als der Urheber dieses literarischen Vereins daselbst erscheint Heinrich Christian Boie, 1744 zu Meldorf im Herzogthum Schleswig geboren und seit 1763 auf der Universität zu Göttingen, wo er bald das ursprünglich gewählte Studium der Rechte gegen literarische Beschäftigungen in den Hintergrund treten ließ, die zunächst in Uebersetzungen englischer Theaterstücke bestanden. Er war eine jener dilettantischen Naturen, wie Zeiten einer großen Entwicklung, einer lebendigen und

Digitized by Google

allverbreiteter Production in Literatur und Kunst sie hervorzubringen pflegen, dabei aber von norddeutscher Kritik und nüchterner Besonnenheit und zugleich von der gediegenen Tüchtigkeit des Charakters, welche den Söhnen seines Heimatlandes gleichsam angeboren wird. Auf sein eigenes poetisches Talent legte er nur einen mäßigen Werth; mit Eifer dagegen pflegte er schriftstellerische Bekanntschaften, suchte jüngere und bedeutendere Talente neidlos an sich heranzuziehen und führte demgemäß einen ausgebreiteten literarischen Briefwechsel. Unter seinen Verbindungen war die mit Gotter, der zu derselben Zeit seine Studien gleichfalls in Göttingen begonnen hatte, die früheste und zunächst fruchtbarste. Gotter, schon im elterlichen Hause in einer feinen und zierlichen Umgebung aufgewachsen und der diplomatischen Laufbahn bestimmt, hatte sich an den französischen Geschmack angeschlossen, der in dem geselligen Genre in den epîtres und ähnlichen poésies fugitives seinen Ausdruck fand. Dieses Muster nun wirkte auch auf den Geschmack und die Kritik seines Freundes Boie, der sich einigermaßen auch der französischen Eleganz zuwendete und nach seiner nüchternen Denkweise mit der überschwänglichen Bardenpoesie nicht ganz einverstanden sich erklären konnte. Was sein Verhältniß zu Klopstock indeß betrifft, so hielt er ihn für den „einzigen" Dichter.

Aus diesem freundschaftlichen Verkehr, dem sich noch mehrere aufstrebende Jünglinge anschlossen, die in Göttingen studirten, ging der Göttinger Dichterbund hervor, dessen Mitglieder, wie verschiedenartig ihre Naturanlage und ihr Charakter auch war, in der Verehrung für Klopstock's vaterländische Dichtung zusammenstimmten. Boie, Bürger, Wehrs, J. M. Miller, sein Vetter G. D. Miller und Hölty hatten sich schon befreundet, als Voß Ostern 1772 nach Göttingen kam. Diese, Ewald, F. Cramer, Esmarch und Seebach bildeten eine Gesellschaft, die sich der Reihe nach bei einem gemeiniglich Sonntag nachmittags versammelte. Die Produkte eines jeden wurden vorgezeigt und beurtheilt; Boie verbesserte. Mit dieser Gesellschaft standen durch Boie's umfassenden Briefwechsel Auswärtige, wie Ramler, Knebel, Denis, Wieland, Gleim, Jacobi, Michaelis, Dusch, Ebert, Lessing, Weiße und andere Dichter in Verbindung.

Das gemeinschaftliche Band war die Dichtung und der Göttinger Musenalmanach, seit 1769 von Boie und Gotter gemeinschaftlich herausgegeben, der nach dem Vorgange des seit 1765 in Paris erscheinenden Almanac des Muses ursprünglich eine gedrängte Auswahl des Anziehendsten aus den neuesten poetischen Büchern und Zeitschriften geben wollte. Dergleichen Chrestomathien, in einer gefälligen Form mit Sorgfalt und Sauberkeit gedruckt und als zierliches Geschenk auf die Putztischchen der Damen gelegt, hatten in Frankreich sowohl, als auch in Deutschland, wohin sie gleichfalls stark abgesetzt wurden, großes Glück gemacht. Von den Göttingern zeigten sich der Literaturhistoriker Dieze, der Philosoph Feder, Kästner, der theologische Privatdocent Miller und einige andere dem Bunde und seinen Unternehmungen gewogen. Persönlicher Verkehr wurde mit dem Conrector von Einem in Münden unterhalten. Aus Kassel kam einmal der Grenadier Dick, den der Landgraf ausbilden ließ, nach Göttingen und hielt sich einige Tage bei den jungen Dichtern auf.

Digitized by Google

Als der eigentliche Stiftungstag des Göttinger Bundes, dessen Seele Voß wurde, kann der 12. September 1772 bezeichnet werden. Voß erzählt in seinen Briefen über die Gründung und erste Einrichtung des Bundes das Ausführlichste. Freitag den 12. September 1772 gingen die beiden Miller, Fr. Hahn, der sich im Sommer schon beigesellt hatte, Hölty, Wehrs und Voß spät nach dem nahegelegenen Dorfe Wehnde. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Sie überließen sich ganz den Empfindungen der schönen Natur, aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben sich darauf ins freie Feld. Hier fanden sie einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel ihnen allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Sie umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten sich alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen ihres Bundes an und versprachen sich eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten sie sich, die größte Aufrichtigkeit in ihren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Zwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Voß ward durchs Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder sollte Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen. Voß meinte (und wohl mit Recht), daß ohne ihn der Bund nicht entstanden wäre und glaubte ein bischen stolz sein zu dürfen. Vor ihm habe Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack sei zu einseitig, zu weichlich gewesen, Hahn sei nicht geachtet worden, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen; selbst Boie's Geschmack war zu französisch. Seit Voß da war, war die festeste Freundschaft geknüpft, Hahn, der feurige Hahn, durfte frei singen, Hölty auch, und Boie war so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein konnte. Diese Jünglinge kamen nun alle Sonnabend um vier Uhr bei einem zusammen; Klopstock's Oden und Ramler's lyrische Gedichte, und ein in schwarzvergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier in Briefformat lagen auf dem Tische. Sobald alle da waren, las einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urtheilte alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Vorlesers. Dann wurde Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche über etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nahm es einer, dem es aufgetragen wurde, mit nach Hause und schrieb eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wurde. Das schwarze Buch hieß das Bundesbuch und sollte eine Sammlung von den vorläufig gebilligten Gedichten des Bundes werden. Sechs Wochen nach dem Bündniß unter der Eiche stand noch nichts darin, weil die Gesänge, die jeder darauf gemacht hatte, anfangen sollten, aber noch nicht vollendet genug erschienen. Der Bund als solcher war etwas Engeres geworden als die frühere Gesellschaft, doch blieb der Verkehr mit den früheren Freunden. Als Ewald im Herbst 1772 Göttingen verließ, hatte er den ganzen Göttinger Parnaß, auch Bürger von Gelliehausen, zum Abschiedsschmause gebeten. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und sie zechten auch alle, wie Anakreon und Flaccus; Boie, ihr Werdomar, oben im Lehnstuhle und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden

Digitized by Google

getrunken. Erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock. Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einigem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich! Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzens, Weißens, auch Brückner's, des Vossischen Freundes — Hahn, die Miller mit ihrer deutschen männlichen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen, Voß, Hölty, und die übrigen riefen das feurige: Lebe! Jemand, wohl Bürger, nannte Wieland. Man stand mit vollen Gläsern auf, und: Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire! Gotter, der bald darauf in Göttingen war, scheint von diesem literarhistorischen Studentenpereat noch nichts erfahren zu haben, da er die Sonnabendgesellschaft besuchte. Einige Jahre später wollte er mit dem Almanach nichts mehr zu thun haben, weil man Wieland angegriffen.

Im Herbst 1772 kamen die Stolberge mit ihrem Hofmeister Clausewitz nach Göttingen, die als Freunde Klopstock's den Bund mit dem Dichter des Messias bald in unmittelbaren Verkehr brachten. Klopstock hatte seine Hermannsschlacht, noch ehe sie gedruckt war, den Grafen in einem Walde vorgelesen; bei einer Stelle fing Friedrich Leopold an zu weinen und drückte schweigend und voll heiligen Grimms dem Barden die Hand. „Jüngling," antwortete der Unsterbliche, der in der Hitze des Vorlesens war, „dies Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob," und weinte auch. Junge Grafen, die ihre juristischen Collegia aufgaben und den Homer für sich lasen, Freunde Klopstock's, die den erhabnen, schauergebährenden Wonnegedanken Freiheit, den der Höfling nicht kannte, fühlten und in Odenbegeisterung priesen, mußten die Jünglinge wohl ein Phänomen dünken. Voß schwärmte für Friedrich Leopold und mit Voß die übrigen. Beide Stolberge wurden noch im Winter in den Bund, den sie schon früher besucht hatten, aufgenommen, auch Cramer „auf sein Anhalten", und Voß' Freund, der Prediger Brückner zu Großen-Vielen im Mecklenburgischen. Von nun an wurde die Bundessache eine ernste. Klopstock ließ von Hemmerde, dem Verleger seines Messias, die neuen einzelnen Bogen des Messias an den Bund senden, die mit Begeisterung aufgenommen und im Bunde gelesen wurden. Er sandte, als die Grafen Ostern 1773 in Altona bei ihrer Mutter zum Besuch gewesen und ihm vom Bunde erzählt hatten, jedem Bundesgliede einen Kuß und einen Kupferstich: die heilige Muse von Peisler, und ließ sagen, er wäre recht sehr mit den Jünglingen zufrieden. In der Begeisterung für ihren Unsterblichen thaten die Bundesglieder Unerhörtes: nur durch ihren Eifer war es möglich, daß in Göttingen sich 342 Subscribenten auf Klopstock's Gelehrtenrepublik fanden, während in Erfurt nur 12, in Leipzig nur 25 angemeldet wurden. Am 2. Juli 1773 wurde Klopstock's Geburtstag gefeiert. Gleich nach Mittag des regnerischen Tages kamen die Bundesmitglieder auf Hahn's Stube, welche die größte war, zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen des Messias und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken sie Kaffee;

Digitized by Google

die Fidibusse wurden aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken sie in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, Ebert's, Goethens, dessen Götz erschienen war, Herder's, dessen Blätter von Deutscher Art und Kunst ihre güldnen Sprüchlein boten. Klopstock's Ode Der Rheinwein wurde vorgelesen, und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Sie sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und es läßt sich denken, wie. Dann aßen sie, punschten und zuletzt verbrannten sie Wieland's Idris und Bildniß. Nach solchen Tagen kamen auch andere. Ein Jahr nach der Verbündung unter der Eiche schieden die Stolberge von Göttingen. Sonnabend den 11. September 1773 war der Bund bei Boie versammelt. Esmarch und Closen, die nicht zum Bunde gehörten, waren dabei. Der ganze Nachmittag und der Abend war noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an, die bittersten, bittrer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Sie sprachen indeß noch vieles von ihrem künftigen Briefwechsel, von jedes vermuthlicher Bestimmung, von Mitteln, wie sie einmal wieder zusammenkommen könnten, und führten dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Ihr Trost war noch immer der folgende Abend, aber blos die Nacht blieb ihnen übrig. Sie waren schon um 10 Uhr am Sonntage den 12. September auf Voß' Stube versammelt und warteten. Voß mußte auf dem Clavier spielen. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden des letzten Zusammenseins! Jeder wollte den andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller und Hahn fanden in jedem Worte etwas Komisches; man lachte und die Thränen standen im Auge. Sie hatten Punsch machen lassen; die Nacht war kalt. Jetzt wollten sie durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Sie wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise, das sie auf die Grafen verändert hatten. Boie konnte es nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bett, nahm auch nachher nicht Abschied. Alle Verstellung, alles Zurückhalten war vergebens. Die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's deutsches Trinklied machte sie darauf ein wenig ruhiger. Es wurde noch ein Trinklied von Voß gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Sie fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren sich ewige Freundschaft, umarmten sich, gaben Aufträge an Klopstock. Es schlug drei. Sie wollten nun den Schmerz nicht länger verhalten, suchten sich wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied, und sangens mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clausewitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! Voß flog auf ihn zu und weiß nicht, was er gethan. Miller riß den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern. Als Voß Clausewitz losließ, waren die Grafen weg. Tags darauf standen noch jedem Thränen im Auge, die ganze Woche waren sie melancholisch. Wenige Tage nachher ging Voß' Freund Es-

Digitized by Google

march zurück nach Flensburg. Später kam Schönborn auf seiner Reise nach Algier durch Göttingen und brachte Grüße von Klopstock. Voß, Miller und Cramer begleiteten ihn bis nach Kassel. Im Frühjahr 1774 brachte Boie einen Brief von Klopstock an den Bund mit. Der größte deutsche Dichter, der erste Deutsche von den lebenden, der frömmste Mann, wollte Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge, dann Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch waren, einladen und mit vereinten Kräften wollten sie den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollten den innern Bund ausmachen, jeder einen Sohn annehmen, der ihm nach seinem Tode folge; sonst wählen die Elfe. Alles was die Bündner schrieben, sollte streng nach Geschmack und Moral geprüft werden, bevor es erscheinen dürfe. Klopstock selbst wollte sich dem Urtheil des Bundes unterwerfen. Zwei Drittheile von den Stimmen sollten entscheiden. Klopstock wollte durchaus nicht mehr als eine Stimme haben und zwar auf Bitten der Jünglinge die letzte. Nebenabsichten waren: die Vertilgung des verzärtelten Geschmacks; der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen; manches Götzenbild, das der Pöbel anbete, z. B. einen Heinse, Weiße, Rhingulf u. s. w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer (Recensenten), wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen u. s. w. Am 2. Juli 1774, dem fünfzigsten Geburtstage Klopstock's, wurde Leisewitz, ein Freund Hölty's, durch den er schon im Winter vorher mit den Freunden bekannt geworden war, einstimmig in den Bund aufgenommen.

Um Michaelis wurde den zurückgebliebenen Bundesgliedern die höchste Freude, nach der sie geizten: Klopstock besuchte sie. Voß und Hahn hatten ihn schon um Ostern in Hamburg gesehen, tagelang mit ihm verkehrt, und er hatte Freude an der Jugend. Einem Rufe des Markgrafen von Baden folgend, kam er nach Göttingen, von Hahn und den Millern in Einbeck eingeholt. Voß, Hölty und der jüngere Boie fuhren ihnen bis Bovenden entgegen. In der Dämmerung kamen sie mit ihrem großen Gast nach Göttingen und logirten ihn ein auf Boiens Zimmer. Er blieb zwei Tage, besuchte niemand und wies alle ab, die sich melden ließen. Die jungen Freunde saßen den ganzen Tag um ihn herum, und er erzählte. Am dritten Tage reiste er mit Hahn und den beiden Miller nach Kassel, wo Leisewitz sie erwartete. Dieser kehrte bald darauf, ohne von jemand Abschied zu nehmen, nach Hannover zurück, M. Miller und Hölty gingen nach Leipzig, der jüngere Miller nach Wetzlar, Boie, der bald darauf von einer Reise durch Holland zurückkehrte und unterwegs Goethen, Merck, die beiden Jacobi und die La Roche gesprochen hatte, sah keinen mehr. Auch Hahn verließ Göttingen, kam aber im nächsten Jahre zurück, um Theologie zu studiren. Da hatte Voß die Universität schon verlassen und lebte in Wandsbeck bei Claudius. Hölty ging in Hannover frühem Tode entgegen, Closen starb in Göttingen, Seebach war schon 1773 gestorben, Hahn starb 1779, Schönborn war fern in Algier, Miller in Schwaben, Fr. Stolberg in Kopenhagen, Cramer spielte unter dem Schutze seines Vaters den stutzerischen Professor in Kiel, Leisewitz vergrub sich in Akten und Geschichtsstudien.

Der Bund war gesprengt und wie Jugendrausch verflogen. Das Bundesbuch, das Klopstock bevorworten wollte, ist niemals erschienen.

Digitized by Google

Der Musenalmanach war das Bundesbuch. Manche Namen, die darin vorkommen, waren dem Bunde oder den einzelnen Bundesgliedern nahe. Einer davon war Overbeck aus Lübeck, mit dem Voß das letzte Jahr in Göttingen gern verkehrte und von dem er 1809 noch Grüße an Miller ausrichtete. Auch der Osnabrücker Klöntrup, der mit Hahn 1776 noch studirte, folgte der Richtung des Bundes, und später hielten Uelzen, Sprickmann, auch Werthes und C. W. L. Mayer, der Biograph Schröder's, mit einzelnen Bundesgliedern Freundschaft in der Dichtung.

Fassen wir nun die wichtigsten Eigenthümlichkeiten dieses Bündnisses kurz zusammen, so gelangen wir zu dem Facit: das, worin die Mitglieder des Hainbundes übereinstimmten, war eine unbegrenzte, fast bis zur Vergötterung steigende Schwärmerei für Klopstock, als den begeisterten Sänger deutscher Freiheit. Mit dieser Verehrung war der glühendste Haß gegen Wieland verbunden, in welchem man, als dem Vertreter des französischen Geschmacks, den ärgsten Feind des Vaterlandes erblickte, dessen Name verdammt, dessen Werke feierlich zerrissen wurden. Wie aber in Klopstock deutscher Sinn und Begeisterung für die Schönheiten des classischen Alterthums sich vereint hatten, so erfüllte auch die Mitglieder des Hainbundes rege Liebe zu den Dichtungen des classischen Alterthums, welches gerade zu Göttingen einen seiner geistvollsten und gelehrtesten Vertreter in dem berühmten Philologen Heyne gefunden hatte. Außerdem vereinigte die Hainbündler noch eine entschiedene Neigung zu der Natur und dem Natürlichen, das man noch am reinsten in der Volkspoesie vorzufinden meinte. Da sich nun Herder um letztere besonders durch Herausgabe seiner „Stimmen der Völker" große Verdienste erworben hatte, war es natürlich, daß auch dieser Dichter bei dem Bunde in hohem Ansehen stand.

Unter den Jünglingen des poetischen Freundschaftsbündnisses nimmt Voß die hervorragendste Stellung ein. In Armut geboren, hatte er eine mühselige Jugend durchlaufen müssen, war er von früh an genöthigt gewesen, durch Kampf hindurch sein ärmliches Fahrzeug zu steuern. Als Schüler wie als Student mußte er sich selbst die Mittel zu seinen Studien durch Arbeit und Fleiß zu verschaffen suchen. Dies gab ihm schon früh jene Festigkeit des Geistes, die den Muth nie verliert und den Werth des Lebens in etwas anderes setzt als in Glanz und äußere Dinge. Auch sein späteres Leben war ein Kampf gegen beengenden Druck; dennoch bewahrte er sich den heitern Grund, auf welchem das Leben eines Dichters ruhen soll. Die Begeisterung für die Poesie konnte ihm durch nichts gestört werden; seine ausdauernde Anhänglichkeit an die Dichtkunst bei aller Mühe und Arbeit ist wahrhaft rührend. Sie hob sein Herz über das Alltägliche empor. „Ich fühle, sagt er, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückseligkeit sein können." Voß hat mit Klopstock die Energie des Charakters, die männliche Selbständigkeit und feste Abgeschlossenheit gemein. Ein Dichtergenie wie Klopstock ist Voß allerdings nicht. Wenn nun auch beide Männer manches mit einander gemein haben, so unterscheiden sie sich doch wieder sehr von einander. Klopstock geht mit seiner Sehnsucht des Geistes ins Unendliche; Voß erhebt seinen Flug nicht in diese Sphären, er bleibt mit liebendem Blick an dem bescheidenen Stilleben einfacher Lebenskreise,

Digitized by Google

landschaftlicher und häuslicher Charaktere seiner Umgebung stehen. Klopstock verliert gewöhnlich die Gegenstände, an die er seine Empfindung knüpfen will, aus dem Auge; Voß haftet an ihnen bis in ihr kleinstes Detail. Seine Dichtungen gehen meistens von bestimmten Wahrnehmungen aus, während Klopstock's Empfindungen die Unmittelbarkeit gebricht. Zur Idylle fühlte er sich am meisten hingezogen. Von Kind auf hatte er mit seelenvollem Blick auf den Reizen der stillen ländlichen Natur, dieser ewigen Idylle, verweilt, hatte als Mann, mit der Uebersetzung des Homer beschäftigt, fern vom Geräusch der Welt, jahrelang in dem kleinen Otterndorf ein idyllisches Stilleben in glücklicher Genügsamkeit geführt, nach geistiger Anstrengung am liebsten Erholung in der Bearbeitung seines Gartens und in der Frische und den Freuden der Natur gesucht. Seine Idyllen haben einen bei weitem tiefern Gehalt, als die einst so beliebten Schäferidyllen. Diese phantastischen, auf einer innern Unwahrheit ruhenden Gebilde, welche nicht in dem Leben des Volkes wurzelten, konnte auch die Neigung des Volkes auf die Dauer nicht erhalten. Voß' Idyllen wurzeln in Anschauungen des wirklichen Lebens unserer eigenen Nation, es sind kleine Bilder der Wirklichkeit mit einem idealistischen Beigeschmack. Voß' Bedeutung liegt aber auch außer seinen Idyllen in seinen in den Versmaßen der Originale gearbeiteten Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter, die das Alterthum zum erstenmal zum Gemeingut der gebildeten Classen des Volkes machten und der Sprache ungewohnte und ungeahnte Fügsamkeit gaben.

Die schönste Idylle unseres Dichters ist Der siebzigste Geburtstag. In den Vordergrund dieses anmuthigen Genrebildes, das an Voß' eignes Leben erinnert, hat der Dichter die Hausfrau gestellt. Sie bereitet das Haus zu der doppelten Feier zu: zum Empfang des Sohnes und zu dem Geburtstage des Mannes. Ihre sorgliche und liebevolle Ueberwachung der Obliegenheiten und Geschäfte, ihre noch jugendliche Rüstigkeit, ihr Frohsinn und ihre Heiterkeit tragen wesentlich dazu bei, daß es uns in diesem Hause so behaglich und wohl wird. Die Jahreszeit, in welche der Dichter den Geburtstag verlegt hat, hilft die gemüthliche Stimmung vermehren. Draußen weht ein scharfer Ost, Gründe und Hohlwege sind verschneit, dicht wirbeln die Schneeflocken vom Winde gepeitscht durch die Luft. Im Gegensatz dazu empfinden wir das Behagliche der warmen Stube. Dazu kommt noch die in der Stube herrschende Ordnung und Sauberkeit, so wie die Einfachheit, die wir überall wahrnehmen. Die Stube des alten Tamm ist kein Prunkgemach, aber das Auge wird durch nichts beleidigt, und die gemüthliche Stimmung durch nichts untergraben. Mit Wohlgefallen ruht der Blick auf dem mit Sand bestreuten Fußboden, auf den mit reinen Gardinen behangenen Fenstern, auf dem Grün der aufgestellten Topfpflanzen, auf dem Hunde von Gips und dem züngelnden Löwen, deren Platz ein ehrwürdiger Schrank von Eichenholz ist. Wie sehr die Sauberkeit und Ordnungsliebe ihr überhaupt zur andern Natur geworden, zeigt schon der eine Zug, daß das Mütterchen bei aller Geschäftigkeit nicht vergißt, die festliche Haube, die der Gatte ihr beim Küssen verschoben, vor dem Spiegel wieder in Ordnung zu bringen. Mit einer wahrhaft rührenden Aufmerksamkeit ist das treue Weib bei aller Geschäftigkeit stets bedacht, daß ihr geliebter Mann nur nicht im Mittagsschlafe gestört werde. Sei

Digitized by Google

hängt das Schlaggewicht auf, damit der Kuckuck an der Uhr ihn nicht wecke, und kaum ist das geschehen, so fällt ihr inmitten ihrer Geschäftigkeit ein, daß vielleicht der Hund bei der Ankunft des Schlittens bellen und dadurch den Greis wecken könne, und sie befiehlt nun der Magd, den treuen Wächter des Hauses in die Backstube zu sperren. Leise geht sie durch die Stube, vorsichtig öffnet sie die Thür. So wie die Liebe zu ihrem Manne, so hat auch die Liebe zu ihrem Sohne nicht gealtert. Treu hat sie in ihrem Gedächtnisse aufbewahrt, daß das Lieblingsessen des Sohnes Karpfen sind, und heute dürfen sie nicht fehlen, deshalb schickt sie rechtzeitig den Knecht zu dem Fischer. Ihr mitleidiger Sinn läßt sie auch an die Armen denken. Das Bild der trefflichen Hausfrau wird noch vervollständigt durch ihr Verhältniß zu dem Gesinde. In patriarchalischer Einfachheit erscheint der Knecht und die Magdl, die ihre Gebieterin mit „Mutter" anredet, wie zur Familie des Hauses gehörend. Das Bild der Mutter gehört mit zu dem schönsten, was unsere Literatur besitzt. Der Dichter ist unübertrefflich besonders in der Schlußscene, in welcher er uns das Glück der Mutter bei der Ankunft des lange entbehrten und lange ersehnten Sohnes schildert. Mit Recht hat der Dichter seine Idylle hier abgeschlossen. Die Theilnahme konnte nun nicht mehr gesteigert werden. Das Wiedersehn zwischen dem Vater und den Kindern wäre nur eine Wiederholung der eben geschilderten Scene gewesen. Darum bricht das Gedicht passend mit dem Erwachen des Vaters inmitten seiner Lieben ab. — Die eigentliche Festfreude der Eltern bildet der treffliche Sohn. Kein äußerer Glanz hätte ihnen die Freude ersetzen können, die sein Besitz ihnen gewährt. Sie haben in ihrem Sohne das höchste Glück. Froh des erlebten Heils haben beide Eltern, festlich geschmückt, bei einem Glase Wein, den der Sohn fernher gesendet, die Gesundheit desselben, wie die seiner freundlichen Gattin getrunken. Nicht mit Herzeleid sahen sie seiner Ankunft entgegen, sein Kommen bereitete ihnen vielmehr die größte Geburtstagsfreude, und Mütterchen ist ganz vergnügt in der Freude über den trefflichen Sohn. — Bei der Schilderung des Festgreises hebt der Dichter besonders seine feste, aus dem Gottvertrauen und dem eignen guten Wollen und Thun stammende Entschlossenheit und Zuversicht hervor. Während der Vorbereitungen sitzt er in der behaglichen Ruhe des Alters, vom Schlaf überwältigt, im Lehnstuhl. Vierzig Jahre lang ist er Organist, Schulmeister und Küster zugleich gewesen. Es haben die Sorgen und Prüfungen nicht gefehlt. Wenn das Mütterchen verzagte, fand er in seinem Glauben die ungetrübte Seelenruhe und suchte in dem Trost der Religion die Gattin durch sein eignes Gottvertrauen aufzurichten. Nun erntet er die Früchte seines festen Vertrauens. Als einhellig erwählten Pfarrer in Merlitz kann er heute, an seinem Geburtstage, den Sohn begrüßen und triumphirend kann der Greis sprechen:

„Gutes gewollt, mit Vertraun und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang."

Eine selbständige Stellung im Göttinger Dichterbunde nimmt Bürger ein. Glänzend wurde er gefeiert als Balladendichter, und es ist bekannt, daß kaum ein anderes Gedicht eine so große Bewunderung erregte und so rasch Eingang in alle Kreise fand, als die Lenore. Nicht wenig trug zu dieser ungewöhnlichen Theilnahme die glückliche Wahl

Digitized by Google

des Stoffes bei, indem derselbe ein Lieblingsthema des Volksglaubens berührt: das Wiedererscheinen von Todten. Gar manigfaltig sind die Sagen, die in dieser Beziehung dem ewig frischen Quell der Volksdichtung entquollen sind. Die Lenore griff in diesen reichen Sagencomplex, der bis in das graue Alterthum und in den altenglischen Sagenkreis reicht. Nach dem Volksglauben findet der Abgeschiedene nicht immer schon Ruhe und Frieden, wenn der Todtenhügel seinen Leib deckt. Er erscheint wieder, sei es daß er an den Ueberlebenden ein Unrecht begangen, sei es daß diese an ihm gesündigt. Ueberaus tief empfunden ist bei der letztern Art der Todtenerscheinungen der Glaube, daß durch ein Uebermaß der Thränen dem Todten die Ruhe im Grabe genommen wird und er so lange in die Welt zurückkehren muß, bis die Thränen gestillt sind. Was nun die Lenore betrifft, so führt uns Bürger mit dem sagenhaften Stoffe zugleich ein kunstvolles Seelengemälde, der hoffenden, der verzweifelnden und der in Nacht und Graus endenden Liebe vor, mit Farben so stark und lebendig, wie sie mit gleicher Kraft und Ursprünglichkeit nur die Volksdichtung zu geben vermag. Leise deckt der Dichter in der ersten, einleitenden Strophe den drohenden Abgrund auf, an dessen Rande Lenore mit zerrüttetem Gemüth wandelt, daß ihr Zustand uns schon gleich anfangs erbangen und erzittern macht. Sechs Jahre sind vergangen, daß sie von Wilhelm, der mit in die Prager Schlacht gezogen war, nichts gehört hat. Der sanfte Schlummer ist von ihrem Lager gewichen; aus schweren Träumen erschrickt sie fieberhaft empor, sobald der Morgen graut; und die angstvollen Bilder der Nacht verlassen die Liebende auch am Tage nicht. Da erschallt plötzlich Paukenschlag. Fröhlich ziehen die Krieger heim. Alles eilt hinaus sie zu empfangen. Auch sie ist hinausgeeilt. Auf und ab fragt sie den Zug nach ihrem Wilhelm. Wie vom Wetterstrahl getroffen, bricht sie zusammen. Da naht sich ein hilfreicher Engel, die Mutter. Sie schließt ihr unglückliches Kind liebevoll in die Arme. Aber Lenore hängt an nichts mehr in der Welt; mit Wilhelm ist ihr alles genommen, sie hat nur noch für eine Empfindung Leben, Kraft und Sprache: für den zur Verzweiflung gesteigerten Schmerz. Sie weist das Gebet ab und auch den Trost des Sacraments. Die immer besorgter werdende Mutter versucht jetzt Argwohn an Wilhelm's Treue in ihrem Herzen zu erwecken — umsonst, Lenore hat auch für den Zweifel keinen Glauben mehr. In wilder Leidenschaftlichkeit verwünscht sie den Tag ihrer Geburt, ihr ganzes bisheriges Leben. Zu sterben, und zwar in ewiger Vernichtung zu sterben, das ist ihr einziger Wunsch. Den Höhepunkt ihrer wahnsinnigen Erbitterung schildert die elfte Strophe, und ein Bild des Entsetzens führt uns die zwölfte Strophe vor, grauenvoller als die vierte Trefflich hat der Dichter in den Wechselreden zwischen Mutter und Tochter, die ganz sein Werk sind, die beiden Träger des Gesprächs gezeichnet. Die Mutter ist ganz Frömmigkeit, Gottergebenheit und gläubiges Vertrauen; Lenore das wilde Wesen der wahnsinnigen Leidenschaft, rettungslos den dämonischen Gewalten verfallen: sie stirbt hin in Nacht und Graus. Beim Beginn dieses letzten Theils der Ballade finden wir Lenore um Mitternacht noch wach in ihrer Kammer. Es ist ihr, als vernähme sie Rosseshufe und als stiege ein Reiter vor ihrer Pforte ab; und als es nun gar ganz leise am Pfortenringe zieht, da kann niemand

Digitized by Google

anders als Wilhelm gekommen sein, um sie zur Hochzeit abzuholen. Ein Beweis von der großen Kunst der Ballade ist darin gegeben, daß der Leser anfangs gar nicht recht weiß, ob er es mit einem Geist, oder mit dem verspäteten Liebhaber zu thun hat. Noch viel weniger vermag die aufgeregte Lenore dies zu erkennen; an das ewige Ruhebett denkt sie in ihrem Wahne nicht. Mit Liebe umfängt sie den Angekommenen und schwingt sich mit ihm aufs Roß. Und nun beginnt der gräßliche Ritt auf dem Geisterpferde; statt Blütenduft Grabesmoder und Todtengeruch, statt Freudenklänge am Hochaltar Grabesfang und Hochgericht. Lenore stirbt hin „in Nacht und Graus", ihr Lauf ist hienieden vollendet; und auch der wilde Reiter hat sich zu erkennen gegeben. Wir scheiden von ihr an der stummen Pforte des Todes, von wo keine Antwort herübertönt, wo aller täuschende Schein verschwindet, kein Eigenwille mehr gilt und auch der Dichter nichts mehr zu sagen hat.

Unter den Hainbündlern vertreten die Stolberge, und zwar Friedrich, der nur in Betracht kommen kann, da Christian, der ältere Bruder, nur gleichsam auf Friedrich's Rechnung mitlebt in der Geschichte, am entschiedensten das aristokratische und religiöse Element mit Hinneigung zum römischen Katholicismus, zu welchem er nebst seiner ganzen Familie mit Ausschluß einer Tochter während seines Aufenthaltes in Münster (1800) übertrat. Indem Stolberg die ganze eigne Arbeit des Geistes von sich wirft und im Katholicismus einen fixen, fertigen Inhalt in sich aufnimmt, so befriedigt das zugleich seine aristokratische Schönthuerei: die katholische Kirche ist die exclusive, sie hat ihre edlen Geschlechter, ihre Ahnen und Stammregister, sie hat ihre Parias, die sie verachten kann, wie der Edelmann den Bürger. Hier also mochten die Stolberge endlich Ruhe finden und mochten vor sich selbst vergessen, was ihre That eigentlich war — Verrath am Geist, dessen köstliche Gemeinschaft, die einzige wirkliche und wahre Gemeinschaft der Heiligen, sich von keinem Papste schenken, von keinem Dogma versichern läßt, sondern die einzig durch die eigne und freie That des Individuums will errungen werden.

Am frühesten schied aus dem Göttinger Dichterkreise Hölty, den ein frühzeitiger Tod dahinraffte. Die Entwickelung Hölty's bewegt sich daher in den engsten Grenzen, die Welt außerhalb des Bundes hat am wenigsten auf ihn gewirkt; mithin sind in ihm die Nachklänge der Göttinger Jahre am reinsten und unvermischtesten erhalten. Er war eine sentimentale, träumerisch weichliche Natur, der Kleist'schen Naturschwärmerei am meisten zugethan. Hier horcht er der Nachtigall, die bald ihm nicht mehr singen soll; hier lehnt er sich an die bemoosten Kirchhofsteine, unter denen nun auch er bald schlummern wird; hier sieh er die Blüte regnen vom Apfelbaum und sieht in der fallenden Blüte das Bild seiner eigenen Jugend. Wo er diesen lebendigen Inhalt seines Gemüths poetisch darstellt, da sind seine Gedichte durchaus erfreulich und auch noch jetzt von großer und wahrhafter Wirkung. Aber über diese Sphäre hinaus, weil der Inhalt seines Wesens über sie nicht hinausreicht, versagt ihm sein Talent; er wird conventionell, unwahr und darum ohne poetischen Effect. Deshalb versagen ihm seine Balladen und Oden, in welchen letzteren er gerade das am häufigsten aussprach,

Digitized by Google

was ihn wohl am engsten mit den Mitgliedern des Hainbundes vereinte, seinen „bardischen Tyrannenhaß". Ist somit der Kreis der Hölty'schen Muse auch nur eng und die Melodie seiner Leier eintönig, so hat er doch diesen Kreis erschöpft und diese wenigen Klänge mit einer Innigkeit und Wahrheit angeschlagen, daß sie noch jetzt unsere Herzen ergreift. Der bescheidene Dichter hat es wohl verdient, daß die Nachwelt ihm den Ehrenkranz dargebracht hat, und wir wollen diesen Schmuck seines Grabes mit schonender Dankbarkeit erhalten.

Höltyn am nächsten kommt J. M. Miller. Seine Elegien und Lieder haben viel Zartes und Weiches; einige erfreuten sich so allgemeinen Beifalls, daß sie zu Volksliedern wurden, wie: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut"; „Das ganze Dorf versammelt sich"; „Traurig sehen wir uns an"; „Bei Nectar und Ambrosia". Am bekanntesten wurde Miller durch seinen sentimentalen Roman Sigwart, eine Klostergeschichte, der sich in nächster Verwandtschaft aus Goethe's Werther ableitet. Der eigentliche epische Bestandtheil in diesem, wie in allen übrigen Romanen Miller's, ist sehr gering und schwächlich; woher sollte auch dem jugendlichen Verfasser die epische Anschauung kommen, da er ja immer nur in idyllischer Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hatte. Im Sigwart schildert uns Miller seine eigne Jugend, mit Anklängen aus der Göttinger Zeit, aus der die Naturschwärmerei, die excentrische Freundschaft, die Freiheitsliebe mit dem abstracten Tyrannenhaß, vor allem aber die Vergötterung Klopstock's hier wieder auftauchen. Sigwart, der Sohn eines Amtmanns in Schwaben, zieht sich schon als Knabe zurück in die „schöne stille Natur": mitten im Spiel stiehlt er sich von seinen Kameraden weg, sammelt Blumen, gibt auf jedes Würmchen Acht, sieht der Biene zu, horcht jedem Vogel, liegt träumend im Moos an der Quelle und kennt für die Zukunft eben auch kein höheres Ideal, als (wie Hölty) eine Hütte am Silberbach und ein liebendes Herz darin. Er sehnt sich nach der klösterlichen Einsamkeit, und sein Vater bringt ihn auch in die Schule eines Kapuzinerklosters. Hier lernt er einen jungen Herrn von Kronhelm kennen, der sich in seine Schwester Therese verliebt. Diese weiht ihren Bruder in die Poesie Gellert's, Klopstock's 2c. ein. Eine gewisse Sophie verliebt sich schmachtend in ihn; aber er liebt sie nicht wieder und so resignirt sie. Inzwischen verliebt sich Sigwart als Student in Ingolheim in die schöne Marianne, die ihn auch liebt, und sie verhimmeln zusammen. Kronhelm wird in den Stand gesetzt, seine Therese zu heiraten; Sigwart will Marianne ehelichen, aber ihre Eltern stecken sie in ein Kloster. Er will sie befreien, sie stirbt anscheinend. Da geht er ins Kloster. Nach einiger Zeit kommt er als Beichtvater zu einer sterbenden Nonne, es ist Marianne, die jetzt erst wirklich stirbt. Nur kann er's auch nicht mehr aushalten, er wird vermißt und auf ihrem Grabe gefunden. Miller versteht es nicht, die Zustände der wirklichen Welt, die Sitten der Gesellschaft, Charaktere und Lebensverhältnisse zu schildern; er will wahr und volksthümlich sein, aber es gelingt seiner Feder nicht.

Das Fach des Trauerspiels im Göttinger Bunde war nach Voß' Meinung durch Leisewitz besetzt. Er gehörte zwar erst seit dem Juli 1774 zu den wirklichen Mitgliedern des Hainbundes, stand aber mit

Digitized by Google

demselben auch früher schon in freundschaftlichem Verkehr. Leisewitz war Schiller's Vorgänger. Sein Trauerspiel Julius von Tarent, das einzige vorhandene, hatte den hochfliegenden Reflexionsreichthum, der in Schiller's Räubern herrscht. Es wurde von ihm 1776 infolge einer Preisausschreibung des Schauspieldirector Schröder in Hamburg gedichtet, und obschon es den Preis nicht erhielt, zeichnete es sich doch so sehr aus, daß es Lessing zuerst für ein Werk Goethe's hielt und später den darauf bezüglichen Ausspruch that: „Leisewitz hat nur ein Junges geworfen, aber einen Löwen". Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne und ist (wie Shakespeare's Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deshalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feige und macht ihm die Geliebte streitig. Julius soll eine andere heiraten. Da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen; aber Guido überrascht und tödtet ihn.

Durch ein volksthümliches Streben war Matthias Claudius, auch Asmus oder der Wandsbecker Bote genannt, mit den Göttingern verbunden, ohne daß er deren engerm Verein angehörte. Er gab unter dem Titel „Der Wandsbecker Bote" (1770—1775) eine vielgelesene Zeitschrift für den Mittelstand heraus, in welcher er die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in leichtfaßlicher, volksthümlicher Weise mittheilte; die vornehmen Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit werden darin verspottet, zugleich bricht aber auch das natürliche Gefühl des Dichters in wehmüthige Klagen aus. Ueberhaupt besteht sein Hauptverdienst in der unermüdlichen schriftstellerischen Wirksamkeit für das Volk, das sich von seiner geistvollen und humoristischen Gemüthlichkeit lebhaft angesprochen fühlte. Ausgezeichnet ist er in seinen Volksliedern, die noch jetzt überall gern gesungen werden: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben"; „Der Mond ist aufgegangen"; „Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher"; „Ich danke Gott und freue mich"; „War einst ein Riese Goliath"; „Wenn jemand eine Reise thut" u. a.

Es ist eine merkwürdige, jene Literaturepoche charakterisirende Erscheinung, daß die Dichter der damaligen Zeit überall Freundschaftsbündnisse schlossen. Verbunden durch gemeinsames Streben und gleiche Zwecke, gegründet auf die Begeisterung für das Große und Schöne, förderten und weckten, hoben und stützten sie sich gegenseitig und brachten uns dadurch manche edle Frucht. Bald sind es Elegien, in denen sie den Schmerz der Trennung ergießen, bald Oden, in denen sie das ganze, selige Glück des Vereintseins aussprechen, bald Lieder der heitern Geselligkeit. Den Gipfel, gleichsam die Verklärung erreichten diese Freundschaftsbündnisse in der edlen Vereinigung Goethe's und Schiller's. Als Vater der überall auftauchenden Verbindungen kann man Klopstock betrachten. „Diese Verbindungen waren — wie Vilmar bemerkt — zugleich eine Reaction gegen die verkünstelte, in hohlen Förmlichkeiten erstarrte, in herzlosem Ceremoniell vertrocknete, in Heuchelei und Lüge verkommene Gesellschaftswelt aus dem Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts. Sie gingen hervor aus dem Streben sich loszuwinden von den steifen drückenden Fesseln der Convenienzwelt, sich zu befreien aus dem Reiche todter Masken und Formen, und ganz seinem eignen Selbst, seinen Gefühlen zu leben, ohne Perrüke, galonirten Rock

Digitized by Google

und Stoßdegen, ohne ellenlange Titel und geschraubte Complimente, blos auf Du und Du. Es waren diese Verbindungen das ängstliche Suchen nach Naturgenuß und freier Natürlichkeit. Daß sie nicht frei von Sentimentalität blieben, wird man für jene Zeit begreiflich finden."

Digitized by Google

---

44. Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes.

Bei dem Namen Schiller schlagen unsere Herzen höher, denn unmittelbar drängt sich uns bei demselben seine schwungvolle Begeisterung auf für alles Wahre, Gute und Schöne, die Tiefe seiner Gedanken, die Glut seiner Phantasie, der Glanz seiner Sprache. Es ist ein erhebendes Bewußtsein, daß an dem hundertjährigen Geburtstage des Lieblings der deutschen Nation Millionen deutscher Brüder um einen Mann, um ein Bild, um einen verklärten Geist wie um eine Fahne sich versammelten; von der deutschen Nordküste bis an Italiens Grenze, von den Rheinlanden bis an Oesterreichs östliche Marken loderten Feuer in den verschiedensten Gestalten der Freude, und die ausgewanderten Brüder im fernsten Osten wie jenseit des Weltmeeres meldeten durch Wort und That, daß auch sie des Mitbegründers deutscher Geistesbildung nicht vergessen wollten. Und die vielen Gegensätze, die sich sonst in Deutschland geltend machten zu Deutschlands Wohl und Weh, sie verstummten damals. Kein Norddeutschland und Süddeutschland, kein Lutherthum und Papstthum, kein Fortschritts- und Erhaltungsstreit, nirgend ein Miston, nirgend ein Misbrauch dieses Freudentages! Das höchste Glück ist inzwischen Deutschland geworden: es ist jetzt politisch eins, das früher nur in dem vaterländischen Gefühl für den Glanz und den Ruhm unserer deutschen Nationalliteratur einig sein konnte. Es war am 10. November 1859, als Magistrat und Stadtverordnete der preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin den Grundstein eines Schillerdenkmals legten, in welche die Urkunde eingesenkt wurde, „wie dem lebenden Geschlechte nach hundert Jahren unvergessen sei, was der große Dichter und Denker für deutsche Sprache, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft durch seine Werke von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkend geschaffen. Dessen zum dankbaren und dauernden Gedächtnisse haben wir — so bekennt die Urkunde — die Errichtung eines Standbildes Friedrich v. Schiller's in unserer Stadt beschlossen und es werden im Ausdrucke gemeinsamer Verehrung der Staat, die Stadt und die Einwohnerschaft an der Ausführung theilnehmen.“ Zwölf Jahre später, im ersten Jahre des neuen deutschen Reichs, konnte in der neuen deutschen Kaiserstadt das Denkmal am Geburtstage des Dichters enthüllt werden, mit den erhabenen und wahren Worten: „Das Werk, das der Künstler mit liebevollem Verständniß, aus begeisterter Seele und mit freiem Fluge in die schöne Welt idealer Gestalten geschaffen hat,

Digitized by Google

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen,

wir übernehmen es hiermit im Namen der Stadt, und stellen es an dieser von dem Genius der Kunst geweihten Stätte nunmehr getrost mitten in das bewegte Leben dieser Stadt: auf daß es fortan ein Theil ihres Lebens sei, in sich stets erneuernder Wechselwirkung noch von den späten Geschlechtern, die es umwandeln, immer neues Leben empfange und Leben von sich ausströme in die empfänglichen Seelen; auf daß es fort und fort uns mahne, den tiefen Quell unserer Kraft und Größe nicht versiegen zu lassen — dem Idealen treu zu sein, den Geist nicht sinken, die Thätigkeit nicht erschlaffen zu lassen — nicht nachzulassen in dem Streben und Ringen nach den höchsten und edelsten Zielen, in der treuen Pflege des geistigen Guten, die den Gemeinbesitz unseres Volkes bilden, — nicht matt und zaghaft zu sein in dem ewigen Kampfe gegen das Unedle und Gemeine.

Was in schwankender, zweifelhafter Zeit von uns beschlossen und begonnen worden, wir vollenden es heute vor Kaiser und Reich, unter den Augen des Kaisers, in dessen starker Hand die gesammelte Kraft des deutschen Volkes zu Schutz und Trutz gelegt ist, in Gegenwart der berufenen Vertreter des geeinigten deutschen Volkes, und die starken Männer der That, die Männer des freien weiten Weltblicks, des kühnen Wagens und des entschlossenen Handelns, die in siegreichen, schöpferischen Thaten dem Volke seine Träume ausgelegt, dem Vaterlande seine feste, lebensvolle Gestalt gegeben haben, sie bringen mit uns dem Dichter und Denker, der Macht des in dem weiten Reiche des Wahren und Schönen frei waltenden Geistes, der auch ihnen von weither die Wege gebahnt hat, Anerkennung, Dank und Huldigung dar.

Das sei das Wahrzeichen dieser Stunde! Was auch kommen mag, in diesem Zeichen werden wir siegen und das Unsrige siegreich behaupten. Das walte Gott."

So hat unser Vaterland heute in seiner politischen Einigung einen Höhepunkt erreicht, wie er vor hundert Jahren schon vorhanden war in unserer Nationalliteratur. In der Liebe zu unseren classischen Dichtern haben wir schon ein einiges und ganzes Deutschland gehabt, und unter ihnen nimmt Schiller eine der hervorragendsten Stellen ein. „Lange schon hatte das Jahrhundert seinen großen Dichter — jetzt hat auch der Dichter sein großes Jahrhundert." Seiner können wir aber nicht gedenken, ohne zugleich erinnert zu werden an Goethe, dessen hundertjähriger Geburtstag zehn Jahre vor dem Schiller'schen gleichfalls gefeiert worden ist. Beide Dichter erscheinen uns auf ihrem Höhenpunkte in jenem Freundschaftsbunde, der nach Goethe's Ausdrucke „durch den größten Wettkampf zwischen Subject und Object" besiegelt wurde. Offen und neidlos in ihrem gegenseitigen Geben und Nehmen gewähren sie den erhebenden Anblick, wie jener große Widerstreit von Realem und Idealem, von Sinn und Geist, von Natur und Freiheit, jener im Wesen des Menschen begründete Kampf, der sich durch die gesammte Menschenwelt hindurchzieht, von unseren Dichterdioscuren überwunden wurde. Schiller's ideelle Tendenz gewann eine festere, individuellere Gestalt an Goethe's Realismus, und dieser fand durch jene eine neue, tiefergehende Befruchtung, und während beide noch vereinzelt für sich nicht zum Ziele gelangten,

Digitized by Google

traten beide zuletzt in lebendigem Sinne zusammen und lieferten den erfreulichen Beweis, daß jene echte Cultur, jene Versöhnung von Natur und Geist unter uns möglich geworden ist, das Ideal wahrer Humanität. Die Veredelung und Bildung des Charakters unserer Nation, die unsere beiden größten Dichter gleichmäßig erstrebten und durch Fülle des darstellenden Genius, wie durch Kühnheit und Muth ihres persönlichen Charakters erreichten, muß uns mit freudigem, gerechtem Stolz erfüllen. Was soll jetzt noch jener vor Jahren heftig geführte Streit bedeuten über den Vorrang Schiller's vor Goethe oder Goethe's vor Schiller. Nicht mehr handelt es sich um die Frage: ist die eine Natur größer als die andere, sondern wie hat jeder die ihm zu theil gewordene Individualität herausgestaltet und ihr Genüge geleistet, und wie haben beide, ungeachtet sie ihre persönliche Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit in Ansicht und Streben bewahrten, sich mit der größten Uneigennützigkeit ergänzt und gefördert und den höchsten Lebenszwecken zugewandt. Lebendig ist ja auch in der neuesten Zeit die innige Zusammengehörigkeit unserer beiden Dichter anerkannt. Hatte früher Frankfurt seine Goethe-Statue und Stuttgart seine Schiller-Statue, so ist nun in Weimar das Goethe-Schiller-Standbild errichtet. Da stehen nun beide Dichter im glänzenden Erzbilde eng mit einander verbunden: der eine, Goethe, mit sicherm Blicke ruhend auf der Wirklichkeit, der andere, Schiller, kühn zum Himmel emporschauend, dieser entschlossen vorwärts schreitend, jener gemessen ihn zur Stelle fesselnd, neidlos theilend den Lorbeer, den das Jahrhundert beiden zuerkannte. Das Pathos in Goethe's Poesie ist die lebendige Persönlichkeit; ohne bestimmte Betheiligung an dem Nationalen, Politischen, Religiösen erfaßte er statt des objectiv historischen Lebens mehr das rein Menschliche in den Gefühlen, Thätigkeiten und Angelegenheiten des Menschen und versenkte sich in die tiefsten Gründe seiner auf sich selbst ruhenden Individualität. Schiller dagegen verließ die Grenzen der blos subjectiven Welt, das bloße Fühlen, Genießen und Gestalten des eignen Ich und trat erobernd in die Welt. Völkergefühle erwachten, und die Innerlichkeit des Gemüths trat aus sich heraus, um die Aufgabe des Jahrhunderts zu erfassen. Goethe steht am Ende eines Zeitraums, beschloß diesen siegreich und vollzog seine Aufgabe, das innerste subjective Leben in der schönsten Form und in der vollendetsten Objectivität darzustellen. Schiller sollte eine neue Zeit einleiten und es rang in ihm die Poesie des Gedankenlebens, in der sich das Geschick der Menschheit abspiegelt, nach immer individuellerm Ausdruck. In Goethe ist alles Abschluß und Vollendung, in Schiller alles Beginn und Verheißung; sein Genius führte in zukunftsvolle Bahnen. Es trug Schiller in seinem reichen Herzen alle die gährenden Elemente einer neuen Zeit, einer werdenden Weltgestaltung, wie der Nordamerikanische Freiheitskrieg, wie später die französische Revolution sie als eine historische Nothwendigkeit kundthat. Er war es, an dem zuerst unser Sinn für das Staatsleben und für politische Ideen sich am meisten gehoben hat. Er ward der lebendige Ausgangspunkt für die sittlichen Bewegungen seiner Zeit, und ein Seher und ein Prophet für die künftigen Geschlechter. Weit über sich selbst hinaus, weit über den Anschauungskreis seiner ganzen Zeit greift unser Dichter, denn um mit seinen Worten zu sprechen, „der Künstler ist zwar ein Sohn seiner Zeit, aber schlimm, wenn er zugleich ihr Zög-

Digitized by Google

ling oder gar ihr Günstling ist. Ehe die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichterkraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt." So baut unser Schiller in seinen Dichtungen einen Tempel der Schönheit, Wahrheit, Tugend und Freiheit, und mit zauberischer Allgewalt lenkt er, treibt er uns, mit den edelsten Kräften theilzunehmen an dem Bau desselben. Starke, edle, sittlich große Gebilde zeigt er seinem Volke, an denen es sich emporranken und festhalten sollte. Dasselbe zu veredeln, zu erheben, selbständig und frei zu machen, war das Streben, das sich durch alle seine Werke hindurchzieht. Die Ideen der Freiheit und Menschenwürde sind es, in welche sich seine gesammten höhern Bestrebungen zusammenfassen, und er hat sie, wie in seinem eignen Leben, so auch als Dichter, als Geschichtschreiber und Philosoph zur Geltung gebracht.

Früh schon war in Schiller durch den Kampf mit drückenden Lebensverhältnissen das erhabene Gefühl der innern Freiheit geweckt, die ihm die entschiedene Richtung auf Idealität gab. Von unbemittelten Eltern am Martinstage, dem Geburtstage unsres großen Reformators, in dem Württembergischen Landstädtchen Marbach im Jahre 1759 geboren, wuchs er auf unter kleinen Verhältnissen, sich mühsam durcharbeitend unter dem Druck und Schmerz des irdischen Lebens und ankämpfend gegen das Einengende seiner äußeren Lebenslage. Seine Jugendbildung erlitt durch den äußern Druck der Verhältnisse manche ihn tiefergreifenden Störungen. Er hatte seinem Lieblingswunsche, Theologie zu studiren, entsagen müssen, weil der Herzog Karl den talentvollen Jüngling seiner neu gestifteten Anstalt auf dem Lustschlosse Solitude zugeführt wissen wollte, in derselben aber Theologie nicht gelehrt wurde. Mit zerrissenem Herzen wählte er die Jurisprudenz, und als die Pflanzschule unter dem Namen Karlsacademie nach Stuttgart verlegt und auch Medicin unter die Unterrichtsgegenstände aufgenommen wurde, ging er zu diesem ihn mehr anziehenden Studium über. Behandelte doch die Medicin die lebendige Natur und versprach Aufschlüsse über die Wechselwirkung des Körperlichen und Geistigen. Mismuthig war Schiller in die neue Laufbahn eingetreten, und die Verhältnisse waren nicht so, daß er sich freudig in ihnen bewegen konnte. Wie weich auch sein Gemüth war, so haßte er doch allen äußern Zwang, und der Widerstreit gegen den militärischen Mechanismus der Schulzucht belebte um so mehr die Entschiedenheit des Willens. Idee und Leben trennten sich immer feindseliger in ihm, und es galt jetzt durch Poesie zu erobern die Freiheit, welche die Wirklichkeit versagte; der Mangel an Weltanschauung wurde durch den Flug der Phantasie ersetzt, an die Stelle der Welterfahrung trat der Traum der idealen Freiheit. In seiner ersten dramatischen Dichtung, den Räubern, gibt der Dichter seinem tiefsten Unmuth gegen die bestehende Welt den lebensvollsten Ausdruck. Er traf hiermit den innersten Nerv der Zeit und rief einen wahren Beifallssturm hervor. Da traf ihn ein strenges Verbot des Herzogs Karl, der an dem freien schrankenlosen Geist in den Räubern tiefes Misfallen gefunden hatte. An den jungen Dichter erging der strenge Befehl, nichts mehr, außer im medicinischen Fach, drucken zu lassen. Der Poesie zu entsagen, mußte unserm Dichter als ein Todesstreich erscheinen gegen alles, was in seiner Natur Würdiges und Er-

Digitized by Google

freuliches lag. Mit schwerem Herzen faßte er daher den Entschluß, durch die Flucht sich aus seiner drückenden Lage zu befreien.

Dieser Schritt war entscheidend für sein ganzes Leben. Arm zog er hinaus in die Welt; unstet irrte er längere Zeit umher, hier und dort ein Asyl findend, bis er in Bauerbach durch die Frau v. Wolzogen, mit deren Söhnen er in der Karlsacademie studirt hatte, einen ländlichen Aufenthalt gewann, nach dessen friedlicher Ruhe er sich schon längst gesehnt hatte. Seinen Fiesco, den er fast vollendet mit auf die Flucht genommen hatte, konnte er jetzt erscheinen lassen. Er gab ihn 1783 heraus mit dem Zusatz „Ein republikanisches Trauerspiel." Mit demselben that der Dichter einen Schritt weiter auf der dramatischen Laufbahn. Von lebendiger Begeisterung für die Idee der Freiheit getrieben, tritt er hinaus in die bewegte Welt der historischen, politischen Zustände und verließ das bloße Phantasieleben. In der Verschwörung des Fiesco sammelten sich die republikanischen Ideen, von welchen die Zeit bewegt wurde, und deuten hin auf das, was da bald kommen sollte. Auf republikanischem Hintergrunde entwickelt sich der Kampf zwischen Freiheit und Herrschsucht. Fiesco wird von der Nemesis ereilt; über seine Vernichtung erhebt sich siegreich die Freiheit. Während das Trauerspiel Fiesco sich auf dem Boden des politischen Verfassungslebens bewegt, kommen wir mit dem dritten Drama, welches Schiller als ein bürgerliches bezeichnet, auf das Gebiet des socialen Lebens, wie es bewegt wird von den Gegensätzen der Standesunterschiede. Eingeführt werden wir in das deutsche Bürgerhaus als die letzte Zufluchtsstätte vor der sittlichen Entartung der Aristokratie; doch auch in diesen heiligen Kreis des Hauses dringt die Gewalt von oben verführend und verderbend ein. Die Liebe hebt zwar die Standesunterschiede auf, doch wird sie durch die Cabale vergiftet; in der Treue bis in den Tod bewährt sie das Unwiderstehliche ihrer Macht. In diesen drei ersten Dramen gilt es den Kampf gegen bestehende Verhältnisse; sie sind hervorgegangen aus dem Sturm und Drang eines aufgeregten Phantasielebens. Das Tendenzartige gibt ihnen ein eigenthümliches Pathos und rhetorisches Gepräge, welches stets überwiegend wird, sobald die Wirklichkeit mit den leitenden, bewegenden Ideen in Widerspruch steht.

Neuen Täuschungen sah sich Schiller ausgesetzt, als er sich durch den Herrn v. Dalberg bestimmen ließ, nach Mannheim als Theaterdichter zu gehen. Als er hier seine Erwartungen so wenig erfüllt sah, stiftete er 1784 eine Zeitschrift, „Rheinische Thalia", deren Ankündigung gleichsam das Manifest seiner poetischen Zukunft enthält. Brechen will er mit allen bisherigen Verbindungen; das Publicum soll ihm von nun an alles sein, sein Studium, sein Souverän, sein Vertrauter. Er will keine anderen Fesseln mehr tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen Thron mehr appelliren als an die menschliche Seele. Es fehlte indeß dem Dichter auch nicht an Anerkennung, und besonders wurden ihm manche wohlthuende Beweise von Liebe und Freundschaft zu theil, so daß er freudig einer Einladung seiner neuen Freunde Huber und Körner, nach Leipzig zu kommen, im Jahre 1785 folgte. Im Kreise glücklicher Menschen gewann er eine beruhigte, heitere Gemüthsstimmung, und es strömte jener Hymnus an die Freude aus seinem freudig bewegten Herzen. Es bildete sich von nun an in unserm Dichter eine immer mehr

Digitized by Google

ergebene Weltanschauung aus: seine leidenschaftliche Stimmung ward gemäßigt, und er that einen bedeutenden Schritt vorwärts zu seiner Ausgleichung mit der Welt und zur Versöhnung der Idee mit der Wirklichkeit. Ein köstliches Zeugniß hierfür ist der „Don Carlos" unsres Dichters. Die Welt ist hier im Begriff mit sich selbst begriffen und politisch-religiös entzweit in den besonderen Völkern und Nationen. In der Familie des politischen Oberhaupts Philipp's II. entzündet sich der Gegensatz, indem im Herzen der eigenen Gemahlin, in der Brust des eignen Sohnes die Liebe für die junge Freiheit aufkeimt. Neben der Liebe tritt die Freundschaft hervor, die in der Gesinnung wurzelnd zugleich im Freunde das ganze Menschengeschlecht umfaßt: neben Don Carl erscheint Marquis Posa als der Dolmetscher weltbürgerlicher Gesinnung, mit welcher er die Rechte der Menschheit vor dem Throne des mächtigsten Königs der Christenheit vertritt. Die junge Freiheit aber fordert Opfer: Posa und Carlos gehen in der Morgenröthe des Lebens für die Freiheit der neuen protestantischen Welt unter an der Wirklichkeit der alten katholischen Welt. Das alte Princip siegt nur äußerlich, das neue innerlich. Diese Tragödie ist das bedeutsamste Selbstbekenntniß unsers Dichters. In demselben Jahre, in welchem der Don Carlos erschienen war (1787), fügte es ein günstiges Geschick, daß Schiller nach Weimar kam, wo im Umgange mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten die in ihm gährenden Elemente sich immer mehr abklärten. Er wurde vertrauter mit den alten Classikern, in denen er bald die Grundlage alles Schönen erkannte. Mit der neugewonnenen Lebensanschauung war er auf einen höhern, freiern Standpunkt emporgestiegen und hierfür sind bezeichnend die beiden Gedichte „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler". Während er dort klagt über die vergangene Schönheit und eine verödete Welt, begrüßt er hier das Schöne als Morgenröthe des höhern geistigen Lebens. Aufgegangen war in ihm der Sinn für das thatenreiche öffentliche Leben und es hatten sich auch seine dramatischen Werke bereits dem historischen Boden zugewandt. Dem Riesenkampf des Menschengeistes für seine Würde, den er früher dichtend aus seiner eignen Seele gesponnen, spürte er jetzt in der Geschichte nach und die erste Frucht seiner historischen Studien war „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande." Es ging dies Werk aus seiner Begeisterung für bürgerliche Freiheit hervor, und es ist dies ganze Gemälde, das er so lebensvoll entwirft, unter den Gesichtspunkt der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Ein Jahr vor der französischen Revolution erschien sein geschichtliches Werk, in welchem ihn jene politische Ideen beschäftigten, die in dem großen Revolutionskampfe ins Leben gesetzt werden sollten. „Die Niederländer," schreibt Schiller, „schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Constitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist der ewig wiederholte Kampf der Herrschsucht und der Freiheit." Seiner geschichtlichen Arbeit über den Abfall der Niederlande verdankte er, besonders auf Goethe's Verwenden, seine Berufung als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena, wohin er sich im Jahre 1789 begab. Hier treten wir jetzt ein in das ernste Stilleben des forschenden Denkers, in die einsame Studirstube. Er genoß das Glück innerer Ruhe und eines schöpferisch gestaltenden Gedankenlebens,

Digitized by Google

und dies Glück wurde noch erhöht durch seine Verheiratung mit Charlotte von Lengefeld. Hocherfreut war er über die freundliche Gestaltung seines häuslichen Lebens. „Mein Dasein", schrieb er an Körner, „ist in harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin." Doch das Elend des Daseins sollte zu bald von neuem an ihn herantreten, indem ein Körperleiden öfter wiederkehrte, und angestrengte Arbeiten und Nachtwachen eine gründliche Genesung nicht aufkommen ließen. Im härtesten Kampfe des Geistes mit dem Körper setzte unser Schiller mit rastlosem Eifer die schöpferische Thätigkeit seiner Gedankenarbeit fort. Er folgte dem in ihm waltenden Genius, und mit der größten Selbstverleugnung war er bemüht, sich in das neue Gebiet, in welches ihn seine Anstellung geführt hatte, hineinzuarbeiten. Bei seiner Richtung auf das Allgemeine und Ideale lenkte er besonders seine Aufmerksamkeit auf das Welt- und Culturhistorische und auf die Epochen der Entwicklung der Menschheit und wußte durch seine Vorträge anregend und begeisternd auf seine Zuhörer zu wirken. Es gingen hieraus eine Reihe von Abhandlungen hervor, die fruchtbringend wurden für geistvolle Auffassung der Geschichte. Seine historischen Studien fanden zuletzt einen Mittelpunkt in einem größeren Werke, in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Auch hier ist es der Kampf der Freiheit gegen die Gewalt, den er zur Anschauung bringen will, und während das allgemein Menschliche, Menschenwürde und Menschenrecht die leitenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung werden, feiert er mit beredtem Munde die Helden, an deren Namen sich der Fortschritt knüpfte.

Es konnte aber für unsern Dichter das Studium der Geschichte nur einem Durchgangspunkt bilden, an welches ihn neben dem sittlichen und philosophen Interesse besonders ein praktisches knüpfte; er wollte an der Geschichte die Gegenwart zur Tugend entzünden. Daher auch hier das rhetorische Gepräge sich zu erkennen gibt, wie in seinen ersten Dramen. Nachdem sich nun Schiller erfahrungsmäßig über die äußere Menschenwelt belehrt hatte, da trieb es ihn, denkend sich aufzuklären über den inneren Menschen, soweit es in seiner Richtung lag. Er scheute nicht die harte Arbeit der strengsten Gedankenspeculation. Die durchgreifendsten Anregungen hierzu gewann er durch Kant, dessen Philosophie gerade damals die erste und zugleich wichtigste Pflanzschule in Jena gewann. Bewundernswürdig ist es, mit welcher Schärfe der Begriffsbestimmung er hinauskam über den Dualismus Kant's, der mit dem strengen Ernste sittlicher Gesinnung gegenüber einer haltlosen Glückseligkeitslehre den Gegensatz zwischen dem natürlichen und moralischen Menschen, zwischen Natur und Geist, zwischen Sinnlichem und Geistigem geltend machte. Schiller's Dichtergenius sträubte sich gegen einen solchen Dualismus, und hinstrebend zum Ganzen und Einigen konnte er das nicht von einander losreißen, was in der Menschennatur so eng verbunden ist; hat ja auch der Künstler gerade die Durchdringung von Natur und Geist, von Realem und Idealem zu seiner wesentlichen Aufgabe. Schon früher hatte Schiller in seinen philosophischen Briefen die Macht der Liebe gefeiert. „Die Liebe", sagt er, „ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit," und so stützt er auch die Tugend auf uneigennützige Liebe, und dies war der Punkt,

Digitized by Google

wo er sich wesentlich trennte von Kant, der nur die Pflicht reden ließ und jede Art der Neigung als ein fremdartiges und unreines sittliches Motiv verneinte. Schiller aber sah in der auf uneigennützige Liebe gegründeten Tugend erst die wahre Kraft, der Pflicht jedes Opfer zu bringen, und erkannte darin zugleich die Anlage zu einer Harmonie zwischen Pflicht und Neigung, zwischen dem Moralischen und Natürlichen. Die Erhebung des moralischen Menschen über den natürlichen ist ihm das Erhabene, die Harmonie beider das Schöne. Während die sinnliche Natur unter dem moralischen Gesichtspunkt bekämpft wird, soll sie unter dem ästhetischen befreit und verklärt werden. Die geistig befreite Natur erscheint als Anmuth, die geistig beschränkte als Würde, und diese verhält sich zu jener wie das Erhabene zum Schönen. Es gibt, wie Schiller entwickelt, eine Schönheit, in der sich Anmuth und Würde vereinigen; das ist die vollendete menschliche Schönheit; dann steht der Mensch gerechtfertigt da in der Geisterwelt und frei gesprochen in seiner Erscheinung. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in der heitern Stirn und in dem sanftbelebten Blick die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edlen Majestät des Angesichts unter. Das Schöne und Erhabene feiert er als die beiden Genien in dem Gedichte „Die Führer des Lebens". In den Briefen über ästhetische Erziehung führt Schiller noch weiter aus, wozu er in „Anmuth und Würde" den Grund gelegt hatte. Gemüthsbildung erscheint ihm als dringendes Bedürfniß der Zeit. „Der Mensch muß", sagte er, „den Krieg gegen die Materie in ihre eigenen Grenzen spielen, damit er überhoben sei, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten: er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen." Wie es nun die Aufgabe des einzelnen Menschen ist, sich über die Herrschaft des Naturgesetzes zu erheben zu der des Sittengesetzes, ebenso kann die Bestimmung der Menschheit keine andere sein, als aus dem Nothstaat überzugehen in den Vernunftstaat. Wie sollen aber die Menschen für diesen Uebergang befähigt werden? Auf die wilden und rohen Triebe der Masse läßt sich kein Vernunftstaat gründen. Wird ein solcher Versuch dennoch gemacht, so ist sein unvermeidliches Schicksal, daß er schwärmerisch beginnt und barbarisch endet. Die äußere Möglichkeit ist da, das Gesetz statt der Gewalt auf den Thron zu setzen, aber die innere fehlt. Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren; aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht. Es gilt, ein besseres, kräftigeres Geschlecht zu erziehen; Bildung und Cultur muß den Weg bahnen zur Freiheit. Die echte Freiheit ist auf Tugend gegründet, auf Adel der Gesinnung und Kraft des Charakters; sie ist stark durch das Gesetz, und an ihrer Seite schreitet einher die heilige Ordnung, die segensreiche, Frieden, Glück und Wohlstand ausstreue. „Gib der Welt", ruft Schiller dem Künstler zu, „die Richtung zum Guten, umgib sie mit Sinnbildern des Vortrefflichen, bis Wahrheit und Schönheit die Herzen der echten Freiheit empfänglich machen." Und vom Dichter selbst fordert er, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ehe er es unternehme, die Vortrefflichen zu rühren.

Welcher Dichter hat dies ernste Geschäft mit größerem Eifer und

Digitized by Google

unermüdlicherer Ausdauer an sich vollzogen, als unser Schiller. Wir haben ihn begleitet in seinem unablässigen Vordringen vom Unvollkommenen bis zum Vollkommenen; seine Entwickelung als Dichter und Mensch ging von Stufe zu Stufe zu einer größeren Vollendung; wir sind auf seinem Höhepunkt angelangt. Nach tiefer, ernster Selbstverständigung sehen wir ihn zu dem Werke seiner Jugend, der Dichtung, zurückkehren. Das Studium der Geschichte, der Philosophie, der Antike gewährte jetzt seiner Schöpferkraft den rechten Stoff, den sittlichen Inhalt und die unvergängliche Schönheitsform. Er hatte die Höhe erreicht, auf welcher die Gottheit ihm zuruft: „Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein". Wir treten ein in die Periode seiner gereiften Kunstpoesie, in der er classische Werke schuf, die ihren unvergänglichen Werth behalten werden.

Schwer wurde anfangs unserm Dichter der Uebergang von der Metaphysik zur Poesie; der Freundschaftsbund mit Goethe erleichterte ihm denselben. Nur stufenweise näherte er sich wieder der Dichtkunst. In dem Gedicht „Ideal und Leben" ringt er sich empor aus den Gegensätzen des Lebens zur Anschauung der Schönheit, in der Ewiges und Zeitliches sich versöhnt, Sinnliches und Geistiges zu einem Idealbilde sich verschmilzt, und in deren Lande die Göttin der Jugend dem irdischen Helden den Becher der Unsterblichkeit reicht. Schiller rief zunächst eine eigenthümliche Gedankenlyrik hervor, in der wir ebensosehr die Lebendigkeit der Darstellung und den Glanz der Sprache bewundern, als die Stärke und Tiefe der Empfindung und den Reichthum und die Fülle des Gedankens. Auch gewann er im Epigramm eine Form, in der er seine gewonnene Weltanschauung in kurzen Sätzen eindringlich aussprach. Ferner entfaltete er in seinen Balladen eine reiche Welt des sittlichen Geistes, der, durchdrungen vom hohen Freiheitsgefühl, im selbstbewußten energischen Wollen und Handeln sich hervorringt aus unfreien Naturzuständen. Mit den Balladen hatte er sich den Weg gebahnt zu seinen dramatischen Productionen, in denen sein Dichtergenius das Höchste und Vollendetste leisten sollte. Es folgte jene Reihe von Dramen, die stets ein köstlicher Schmuck unserer classischen Literatur bleiben werden: Wallenstein (1794), Maria Stuart (1800), Jungfrau von Orleans (1801), Braut von Messina (1803) und Wilhelm Tell (1804). In jedem folgenden Drama stellte er sich eine höhere Aufgabe und suchte durch tiefere Auffassung der Schicksalsidee die dramatische Entwickelung lebensvoller zu gestalten. Es sind die Dramen Schiller's zugleich ein Ausdruck der Begeisterung, mit welcher er die Hoffnungen der Zeit auszusprechen wußte. Ahnungsvoll deuten sie hin auf die großen Ereignisse der kommenden Zeit. Das Schicksal Wallenstein's, der als Opfer seines Ehrgeizes und seiner Gleichgiltigkeit gegen die Interessen des Staates und der Kirche fällt, wird vorbedeutend für den steigenden Glücksstern und die drohende Katastrophe Napoleon's. In der Jungfrau von Orleans wird ein begeisterter Freiheitskampf gekämpft für König und Vaterland, und nicht lange dauerte es, als die deutschen Freiheitskrieger ausgingen in den Kampf gegen den Erbfeind der deutschen Nation. Das Drama Wilhelm Tell hatte lebendige Sympathien im deutschen Volke gefunden; es erschien in dem Jahre, in welchem Napoleon sich als Kaiser auf den Höhepunkt seiner Herrschergewalt emporgeschwungen

Digitized by Google

hatte. Dies Drama war sein Schwanenlied. Der Dichter erlag seinen immer heftiger wiederkehrenden Körperleiden den 9. Mai 1805 in seinem 46. Lebensjahre. Seine Dichtungen trugen die schönsten Früchte, wie sie sich kundgaben in dem mächtigen Aufschwunge unseres Volkes während der ruhmreichen Freiheitskriege; und jene Zeit bildet wieder ein Uebergangsstadium zu unserer glorreichen Gegenwart. So reicht Schiller in unsere Gegenwart herein.

Unvergleichlich ist die Kunst, wie Schiller in den Dramen vaterländischen Stoffes auch die eigensten Eigenheiten der deutschen Sprache treu und wirkungsreich vernehmen läßt; wie Wallenstein und seine Generale in derb deutscher Redeweise sprechen, und Tell's Landsleute in ungewohnten Ausdrücken, die den Schweizer anheimeln und den Nichtschweizer mitten in die Schweiz versetzen — und das alles mit Tact und Maß, ohne je der Würde des Dramas zu nahe zu treten.

Schiller's deutsches Wesen in dessen gesammter Eigenthümlichkeit machte ihn zum verständlichen und leicht zugänglichen Liebling seines Volkes, nicht blos der Hochgebildeten. Doch war ihm Deutschland nicht die Welt, deutsche Dichtkunst nicht ein vollgiltiger Ersatz für all das Treffliche, was auch die Fremde bot. Deshalb verleugnete er zu Zeiten die eigne Schöpferkraft, um verwandte Geister des Auslandes und der Vorzeit bei uns einzubürgern; Athens Euripides und Britanniens Shakespeare, Frankreichs Racine und Italiens Gozzi hielt er werth, auch unter uns neben ihm und Goethe und Lessing zu glänzen. So that er das seinige, um das Deutschthum vor jener Selbstüberschätzung und jener Einseitigkeit zu bewahren, die an unseren westlichen Nachbarn sich mit Beschränktheit ihres Blickes und Schönheitssinnes gerächt hat und ferner rächen wird, bis sie ihrem stolzen Glauben an die Unfehlbarkeit des französischen Geschmacks entsagen, und nach Deutschlands Beispiel auch fremder Größe ein unbefangenes Auge zuwenden. Wenn Schiller's eigene Schöpfungen ihm einen Werth verleihen, den wir bewundern wie eine Himmelsgabe, so zählt ihm seine Uebertragung des Macbeth und der Phädra zugleich als ein Verdienst, mit dem er auch seine echtdeutsche Natur bekundet hat, und wofür wir ihm Dank schulden.

Digitized by Google